

St. 64/77

For mine kleine räfte

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
И. Бр. 11375

Sonderabdruck

aus den

Preussischen Jahrbüchern

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Band 137, 2. Heft.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1909.



Diese Sonderabdrücke der „Preussischen Jahrbücher“ sind **käuflich** nicht zu haben. Sie werden in kleiner Anzahl nur für die Verleger hergestellt. Jedoch für das betreffende Heft der „Preussischen Jahrbücher“, dem der Aufschlag entnommen ist, durch den Buchhandel zu 2 Mk. 50 Pf. bezogen werden.

Л. 6. 4 / 97

УНБ БМБ ЧОТЭКА
Р. М. Бр. 14375

Ein Alexanderepos aus der Zeit Barbarossas und sein Verfasser.

Von
Dr. Heinrich Christensen.

Sin und wieder kommt wohl dem einen oder andern ein alter lateinischer Spruch auf die Zunge:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Und schlägt der Betreffende, weil er sich über die Herkunft genauer unterrichten will, in dem mit vollem Rechte sehr geschätzten „Büchmann“ nach, so findet er, daß einmal das Citat in dieser Form nicht ganz richtig ist, und daß es herkommt „aus der 1277 verfaßten Alexandreis des Philippe Gualtier de Châtillon“. Abgesehen nun davon, daß das Gedicht etwa 100 Jahre früher verfaßt ist, und daß der Dichter den Namen Gualtier de Lille oder Walthar von Châtillon führt, werden die meisten damit auch nicht viel mehr als den „Schall und Rauch“ eines Namens ohne Inhalt gefunden haben. In den folgenden Ausführungen möchte ich versuchen, diesen Namen mit einem Inhalt zu erfüllen, denn er ist der eines Mannes, der weit über seine Lebenszeit hinaus bekannt und hochgeehrt war.

Walthar von Lille oder Châtillon ist etwa zwischen 1130 und 1140 in Lille geboren, einer unter den Grafen von Flandern mächtig emporkommenden Stadt, wie er in der von ihm selbst in schwerer Krankheit verfaßten Obsequienrede anjagt:

Ille vixit hic das Leben, in Châtillon hat ich, mein Name
Ist im Frankreich weit durch meine Lieber bekannt.

Er widmete sich nicht nur philosophischen und theologischen Studien, besonders in Reims und Paris, wo er auch den damals gefeierten Stephan von Beauvais hörte, sondern erwarb sich auch, wie seine

Schriften beweisen, nicht gewöhnliche Kenntnisse und ein tiefer eindringendes Verständnis der klassischen Dichter. Nachdem er sich den Magisterhut verdient hatte, leitete er eine Zeitslang in Laon, das zu dem Sprengel des Erzbischofs von Reims gehörte, eine Schule. Hier wird er vermutlich mit englischen Exulanten bekannt geworden sein, denn Johannes von Salisbury, der 1163 als einer der Hauptvertreter der hierarchischen Prinzipien England hatte verlassen müssen, lebte in der Abtei S. Kemp bei Reims und ist, wie seine Briefe beweisen, jedenfalls mit ihm bekannt gewesen. Ob es sein Einfluß oder der des vermittelnden Erzbischofs von Reims, eines Bruders von König Ludwig VI. von Frankreich, gewesen ist, der Walthar nach England brachte, ist nicht zu sagen, jedenfalls finden wir ihn wenige Jahre später in der Kanzlei des Königs Heinrich II. von England wieder. Hier kam er bald mit seinem Gewissen in Zwiespalt. Er war durchaus Anhänger der päpstlichen Partei, und bei dem damaligen scharfen Gegensatz zwischen dem Könige und dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury ist er offenbar nicht unthunlich gewesen, immer geschäft zwischen diesen Gegensätzen hindurchzusteuern. Johannes von Salisbury spricht in einem Briefe an ihn seine Freude darüber aus, daß er ihn als Genossen in den Leiden für Christus und seine Kirche habe, „nicht etwa, weil ich mich über Deine Zurücksetzung lustig machen will, sondern weil ich Dir zu Deinem mannhaften Auftreten Glück wünsche. Denn . . . Du hast den Verlust weltlicher Güter gering geachtet, um Dir Deine eheliche Ueberzeugung zu wahren und der christlichen Liebe zu dienen. So mögest Du denn, Freund Gottes, wie Du schon seit langen Zeiten der meinsige gewesen bist, in dem Bewußtsein Deiner Unschuld den besten Trost finden, den es im Leben gibt, wie ich und alle Freunde, die mit mir in der Verbannung leben, ihn stets darin finden“. Ebenso ein Zeichen herzlichem Einvernehmens wie königlicher Ungnade, durch die Walthar einen Verlust muß erlitten haben. Worin dieser bestanden, und wie lange er es noch in England ausgehalten hat, wissen wir nicht. Doch wird er schwerlich in erfreulicher Weise aus England geschieden sein, da er sich in Frankreich in einer, wie es scheint, ihm wenig zugunsten Stellung als Lehrer in dem kleinen Städtchen Châtillon an der Marne befand. Hier widmete er sich dann neben der Tätigkeit für sein Amt und dichterischen Arbeiten auch theologischen Studien; aus dieser Zeit stammt eine „Abhandlung gegen die Juden“ in drei Büchern. In den beiden ersten enthält sie eine Zusammenstellung aller der Stellen, die aus den



geschichtlichen Büchern des Alten Testaments — mit Ausnahme der Bücher Josua und der Richter — und den Propheten — mit Ausnahme von Jonas — auf die Erscheinung Christi als des Gottessohnes gedeutet wurden, verbreitet sich auch über die Widerspenstigkeit der Juden und das siegreiche Vordringen des Christentums unter den Juden, und behandelt endlich im dritten Buche die Dreieinigkeit und die hindeutenden Beweise dafür im Alten Testament. Daß er überhaupt auch der Bekehrung der Juden — die freilich, wie in der damaligen Zeit natürlich, auch mit einer Verfolgung verbunden war — sein Interesse schon damals zuwandte, scheint aus der Erzählung von einem Gespräche mit einem Hobbener in Châtillon, die er uns in diesem Werke mitteilt, hervorzugehen; außerdem stand er jedenfalls auch mit namhaften Theologen seiner Zeit, wie z. B. mit Petrus ~~Levander~~ in brieflichen und literarischem Verkehr über theologische Fragen. Hier wird er auch einen großen Teil seiner rhytmischen Gedichte, welche die die Zeit bewegenden Fragen behandeln, und unmittelbar in den Kampf der Meinungen eingreifen, verfaßt haben. Denn von dieser Zeit hat er den Beinamen „von Châtillon“ erhalten, unter dem er in ganz Frankreich und darüber hinaus bekannt geworden ist; sagt er doch selbst in einem Gedichte, in dem er Stephan von Orleans, Peter von Blois und Bertier von Orleans als bekannte Dichter nennt, nicht ohne Selbstgefühl von sich:

Unter denen, die nach Italien in der Dichtung streben,
Wird auch der von Châtillon unangesehn leben.

Aber er machte sich doch von dieser Tätigkeit los und eilte über die Alpen nach Bologna, um sich hier, auf dieser altberühmten Universität, Kenntnisse in der Medicinwissenschaft zu erwerben. Höchst wahrscheinlich hat er von hier aus auch Rom besucht. Denn in einem an den Papst gerichteten Gedichte sagt er zum Schluß:

Ich, nach so viel Müß' und Plagen,
Die kein Studium mir ertragen,
Finden wie nur sagen Jehu,
Denn Du ich noch Rom gegangen,
Wo der Kunde Schätze brangen,
Du des köst'gen Satzes Thron.

Heil'ger Vater, laß auf Erden
Mich nicht wieder Laie werden,
Der das Gotteswort veracht.

Ich wie möcht' Priesterworte,
Doch beser' mich von der Rinde,
Die des Velekes Krant macht.

Gott will ich als Priester leben,
Doch als Laie nicht! Ich danke
Eure Priester, noch so sein.
Ungipigt will gem ich werden,
Leben will ich ganz beketen
Nur von dem, was wirklich mein.

Nach einiger Zeit aber kehrte er, vermutlich, weil sein in den letzten Zeiten ausgeprägtester Wunsch nicht in Erfüllung ging, wieder nach Frankreich zurück. Hier gelang es ihm, vielleicht auf Grund seiner bisherigen Leistungen, vielleicht auch seiner durchaus kirchlichen Meinung wegen, die Gunst des Erzbischofs Wilhelm von Reims zu gewinnen. Dieser nahm ihn zunächst in seine Kanzlei, machte ihn dann zum Kaplan und verschaffte ihm schließlich ein Kanonikat in Amiens. Walther hat sich dafür durch die Widmung seines größten Gedichtes, des Alexanderlicdes, in dem er an mehreren Stellen die Gnade, den Edelmut und die Größe des Prälaten rühmt, dankbar zu erweisen gesucht. Ueber die Zeit, den Ort und die Art seines Todes sind wir nicht unterrichtet, doch dürfen wir annehmen, daß er nicht allzu lange nach der Vollendung seiner Alexandrie, vermutlich doch wohl in Amiens, um das Jahr 1190 gestorben ist.

Walther ist, wie sich schon aus der kurzen Skizze seines Lebens ergibt, nicht nur ein Theologe oder Mann der Schule und Wissenschaft gewesen, sondern hat an den Kämpfen und Kämpfen der damaligen Zeit lebendigen Anteil genommen, wie auch seine tätige Teilnahme an der damals gerade wieder brennend gewordenen Judenfrage bezeugt. Aber es war überhaupt gerade die Zeit, in die Walthers bestes und kräftigstes Alter fiel, eine außerordentlich bewegte und spannende. Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, besonders die sechziger und siebziger Jahre, ist ja erfüllt von dem gewaltigen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen der weltlichen Macht, die die politische Leitung der Völker in der Hand behalten will, und den Ansprüchen der geistlichen, sich zur Schiedsrichterin auch in den weltlichen Entscheidungen zu machen. Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. sind sozulegen die Angelpunkte, um die sich dieser ganze Streit dreht. Aber wenn der erstere auch in Italien mit all der Entschiedenheit im Waffenkampfe und all dem

feinen Geschick im Spiel der Diplomatie, die ihm eigen waren, den Streit auszufechten suchte, so tobte er doch nicht minder in anderen Ländern, und ganz besonders in England, wo die hierarchischen Tendenzen in dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury einen ebenso starren wie rücksichtslosen Vertreter gegenüber dem in Heinrich II. verkörperten Staatsbewußtsein fanden. In diese Kämpfe wurde unmittelbar auch Walthier hineingezogen. Er wurde als Mitglied seiner Kanzlei von dem Könige beauftragt, die Nachrichten von einer Versammlung geistlicher und weltlicher Großen, die in Ghinoon stattgefunden hatte, nach England zu beforgen, und zugleich die Mitteilung zu verbreiten, daß der König eine Gesandtschaft zur Vermittlung an den Papst schicken werde (1160). Daß Walthier, der im Herzen der Partei des Erzbischofs zugehört war, aber dem direkten Befehle des Königs nicht ungehörig sein konnte, diesen Auftrag nur ungern übernommen habe, deutet Johannes von Salisbury in einem Briefe an den Bischof Bartholomäus von Exeter an: „Unzweifelhaft ist dem Magister Walthier diese Intrigue, wie überhaupt alle Maßregeln gegen die Kirche Gottes höchst unangenehm, denn er ist ein gottesfürchtiger Mann.“ Dieser Zwiespalt, in den Walthier geriet, ist es denn aller Wahrscheinlichkeit nach auch gewesen, der ihn erst in Ungnade beim König brachte und schließlich nötigte, seine Stellung ganz aufzugeben. Jetzt in Frankreich war er nicht mehr an Rücksichten gebunden und hat denn auch hier seine Stellung zu der die ganze Welt bewegenden Frage mit aller Entschiedenheit in seinen Vordern geltend gemacht. Und er gebraucht dabei auch das Rüstzeug der allegorischen Abergläubung, wenn er z. B., um die Stellung des Papstes als des allein berechtigten Herrschers zu erweisen, auf die Sündflut und Noach mit seiner Arche zurückgeht und sagt:

Die Kirche stellt die Arche dar für uns in weltlichen Dingen,
Die Sündflut ist die irdige Welt, die Arche führt im Letzten;
Und Noach eben alle wir als höchsten Betrachter,
Als Doynt der ganzen Kirche und als einzigen Menschen.

Es stand kein Zweiter neben ihm, nein, er geht da oben
Wir seiner Hand und leuchten Sinn und seinem Wohlgefallen.
So steht doch über allen, die auf dieser Erde leben
Der Papst, wir andern können nur am Erdensande sehen.

Insofern kann er nicht in Abrede stellen, daß die Kaiserwürde älter ist als die des Papstes, aber auch hier wird die Heilige Schrift als vor-

bildliche Zeugin herangezogen. Freilich geschieht dies, nach damaliger Art, in etwas gewaltsamer Weise dadurch, daß Etwas und Jakob mit dem Kaiser und Papst identifiziert werden, und dann wird mit dem logischen Schluß von dem Größeren aufs Kleinere erklärt:

Einjak a maior ist doch der Schöpfer begründet,
Der Kretella, Jakob Fran, ward einst verflüchtet;
Eich, weil Anden wies du jetzt bald das Leben künden,
Tsch den Kellenen ward als Recht frei der Jüngere künden.

Und für ihn ist es selbstverständlich, daß „größer als der Kaiser ist, wer im Himmel bindet“, wie denn auch die beiden Schwertzerger ganz in der Anschauung der hierarchischen Partei unter Kaiser und Papst verteilt werden:

Ja, das Schwert des Weltlichen mag der Kaiser halten,
Tsch des Äreners des Geistes darf nur der Papst über walten;
Jener hat den Reichthum zur der Gewalt binden
Von ihm, der als Oberhirt waltet der Seelen Frieden.

Triumphierend gleichsam vergleicht er den Papst Alexander III., der im Kampfe mit Friedrich I. und dessen Gegenpäpsten sich immer siegreich behauptet hat, mit dem großen König Alexander:

Alexander, der Held Byzanzien, der durch die Welt seine Waffen getragen,
Hat viermal Persien, den Perienreich, siegreich zu Boden geschlagen,
Alexander, der Kraft, der Seelenkühn, auch den asiatischen Seelen gefunden,
Hat viermal den Kaiser, den Hellenreich, siegreich schon überwunden.

Die Bezeichnung des Kaisers als Hellenfürsten geht doch weit hinaus über den „Teutonischen Tyrannen“, wie er von Johannes von Salisbury mit Vorliebe benannt wird. Aus derselben Anschauung heraus stammt sein Verdammungsurtheil über König Heinrich II. von England, der, wie man wohl nicht ohne Grund behauptete, die Ermordung des Erzbischofs von Canterbury, Thomas Becket, besonders verschuldet hatte. Walthier sieht sich in einer Vision in eine Versammlung der heiligen Geister versetzt. Sie reden darüber, daß die Verderbnis der Welt weit genug vorgeschritten sei, um dem Antichrist, der den Untergang der Welt bezeichne, sein Erscheinen zu ermöglichen. Und besonders die Jurie Alkosto spricht ihre Ansicht dahin aus, daß auch der Vorläufer des Antichrists, der, wie Johannes der Täufer dem wahren Christus, so auch dem falschen Christus vorhergehen mußte, bereits erschienen sei, und sucht jenen dadurch zum Vorgehen zu bewegen:

Was suchst du einen andern noch, der dir den Weg bereite,
Als Englands tollern König, der in freischüttem Etzeln,
Vor aller Scham- und Achtungslosheit den Priester hoch erhebt,
Der, eine Fierde aller Welt, den Bischöfen hat getragen?

Was ist dagegen Simons Schuld, was ist doch sein Verbrechen?
Was wollen wir von Nero noch und seiner Bosheit sprechen?
Er, der zu hässlichstem Vord den Bischof selbst erhebt,
Ist doch ein schändlicher Nero noch als Nero selbst gewesen.

Stärker als in solchen Versen läßt sich der durchaus kirchliche und hierarchische Standpunkt nicht wohl ausdrücken. Aber mit dieser Uebergangung von der beherrschenden Stellung der Kirche und ihres Oberhauptes ließ sich gar wohl eine scheinbar ganz entgegengesetzte Anschauung über den Zustand der damaligen Kirche verbinden. Das zwölfte Jahrhundert besonders ist erfüllt mit Klagen über die sittliche Verwilderung des Klerus von dem Papste herunter bis zum niedrigsten Kleriker, und ganz besonders über die bei jeder Gelegenheit hervortretende Geldgier Roms und der hohen Prälaten. In einer Fülle von Liedern aus dieser Zeit begegnen wir entweder Klagen über solche Verkommenheit oder deren Spätterren und Verhöhnungen. In den letzteren verbindet sich damit oft eine teils geniale, teils niederliche Lebensauffassung eines Dichters, der „eine Satze auf Nichts gestellt“ hat, aber doch auch wieder am Günst und Geld bettelt, um sich erneutem Lebensgenuß hingeben zu können. Goliarden nannte man meistens diese Dichter, teilweise vagabundierende Studenten und Kleriker, bei denen sich neben viel Spreu doch auch manches Körnlein echter Poesie findet. Fast allen ist gemeinsam die entschiedene feindliche Stellung zur Geistlichkeit, besonders zu den Mönchen. Aber während die einen, selbst feuchtfrohliche Gesellen, durch Spott und Hohn zu wirken suchten, zeigen die andern mehr eine wehmütige Klage und jedenfalls eine ernste, sittliche Lebensauffassung, die nicht auf Verhöhnung, sondern offenbar auf Besserung ausgeht. Zu diesen letzteren gehört auch unser Walthar. Er schont zwar die Kirche, oder vielmehr ihre Diener vom ersten bis zum letzten keineswegs, im Gegentheil, sie haben es doch gerade zumeist verschuldet, daß „in der Gäubigen Seelen stoch aller Sünde Mafel“. So stellt er die Kleriker voran bei einer Schilderung der Sünde und Schuld, in die alle Welt versunken ist:

Wer sind die, die Mischengut ramben und verdamnen,
Die die Eke brochen und jeder Schling' nachlaufen?

Die gar gegen die Natur stüchlich sich verziehen?
Kleriker sind's! Wir verziehen nur klar mit den Augen zu sehen.*)

Tischhast, Welsch, Hurren sind gar argz Sünden,
Wie die zehn Gebote ihnen mahnen und verdamnen;
Doch im Gegentheil hat dies Rolos Sprach verkehrt:
Was uns alsüchlich, ist fromm, wie Jupiter selbst es gelehrt.

Was von Erde ist und Kot, muß am Jd'hen stehen,
Wander's uns, doch auch der Mensch will zur Tiefe streben?
Rein, den Wohlstand müßten wir als den unsern achten:
Nur, Wohlthier, jureh löst auch dem Geide und trachten!

Wißt du dich der Welt genehm und geistlich zeigen,
Soll in Ehracht sich vor dir alle Welt verneigen,
Wißt du Güter dieser Welt? — Nun, begib' Verbrechen,
Die mit Verdamnung und Tod die Menschen verdamnen zu rächen!

Argz und gut, ich will Euch nicht lang' mit Worten auslen:
Erl in Duster sind verkerst alle Wismenleserlen,
Und betörend loden uns, rächen uns zugrunde
Weggel, Wollust und blühendes Gold in fruchtbarern Sunde.

Das sind nicht die Worte eines feindlichen Spötters, sondern eines ernstlichen Predigers, der den Grund alles Uebels kennt und von sittlichem Standpunkt aus zu mahnen und zu bessern sucht. So hat er uns auch sonstigen positiv seine sittliche Anschauung in einigen Versen seiner Alexander's ausgeprochen:

Wenn das Gold zieht immer sich nach den Adel des Bergens,
Rein, es entzieht ihn gar häufig; es ist der verdorbenste Inhalt,
Den die verdorbenstamangens Raht den Menschen geben.
Nicht wer an äußern Gütern, nein, wer an stilligen Köthen
Reichthum liebt, was die Tugend erhebt, der hat mehr als ein Geldmensch,
Der hat, was ihm den Wandel der Mähnt erlegt und den wahren
Niel verleiht. Nicht äußerlich kann man die Tugend erwerben,
Wirklichen Niel verleiht allein die Bestimmung des Bergens.

Von diesem wahrhaft sittlichen Standpunkt aus verurteilt Walthar denn auch, und zwar oft mit sehr energischen Worten, ganz besonders die Geldgier und Genußsucht, wie sie sich damals in der Geistlichkeit breit machten:

*) Der letzte Vers ist in den meisten über überlieferten Strophen ein Deklamator eines kassischen Dichters, wie ihn die Dichter der damaligen Zeit gern als ein Zeichen ihrer Kleinheit anwandten.

Unter Kirchenstühlen, die Tändeleien nur kennen,
 Stillstehendes kennt man eher zu erkennen.
 Die des Einzigen Geheiß voll Betrachtung werden,
 Die die Zeit in die Nacht in süßigen Heim sich begeben.

Besonders ist es auch die römische Kurie selbst, deren unergründliche Gelbigkeit er geistelt, wie er denn auch in seiner Alexandreis Rom geradezu als die „gierige Roma“ bezeichnet.

Schätze steh'n, unerböt, steh'n in Rom zulammen,
 Und es wachsen um so mehr stets des Hochmuths Flammen,
 Treun Heuzens aller Tag und doch en'ge Dauer:
 Ist das Geheiß nicht ein, wick, was du steh'nstehst, fasser.

Wegen Gottes Willen löst Rom geschlossene Achten,
 Füllt dem Angeklogten durch, fass des Recht verdruchen,
 Keßbarkheiten steh'n hierher von allen Enden,
 Wehrmann müßen Fabler und Juden Ehrenben leiden.

Wie mit Geirellaren taußt Rom von allen Schälpen,
 Alles nimmt es, doch zurück gibt's nicht einen Bezen.

Soll man einen Bischof neu aus dem Stuhl erheben,
 Rank an seinen Stühlen gern mancher Wafel steben,
 Hat er nur der Welher viel immer in den Keilen,
 Wird er zu dem röm'lichen Kreis ganz unsterblich paffen.

Zu einer direkten Anklage gegen den Papst und die gesomte hohe Geistslichkeit erhebt er sich in einer der Johanneischen Apokalypse nachgedichteten Vision, die ihn in den Himmel versetzt. Hier erscheinen ihm auch die vier Gestalten, unter denen die vier Evangelisten dargestellt wurden; aber er deutet sie in grimmigem Hohn anders, oder läßt sie vielmehr durch einen Engel gedeutet werden:

Der Wase ist der Papst, der alles in sich schlingt,
 Der Gottes Wort verheiß, weil er nach Weinen*) stiehl,
 Der nicht auf Nactus köm, wenn nur die Welt gut kling,
 Der auf erhalt'nem Zug am niedern Gehe steht.

Siecht du das Kind? Das ist der Bischof, der wean
 Vor allen andern ihn zur letzten Heide erant,
 Und dann betaglich schmauß, was er nur lassen kann
 Von andrer Leute Gut, weil er's am besten fant.

*) Ich habe versucht, das lateinische Wortspiel liberos und libras durch Weine und Weite nachzuahmen, wie nachher Marcons und marcos.

Der Adler, der sich dort fast in den Schwingen wagt,
 Der Erdelose ist's, ein froher Nüchternmann,
 Denn wie der Har auf Hand von seinem Heß anstiegt,
 So löst auch er vom Hand, den er erpalten kann.

Der wick, den du siehst, mit musikalischen Geheiß,
 Ist der Trefen, der stets auf dunkeln Wegen schleichet,
 Der untern Schein des Rechts auf Tag und Tag erpicht,
 Als Schelm der Heßmüßigkeit und Einmal Ruf erreichet.

Die ganze Klerlei in ihrer nur auf Auehtliches und auf Gelberwerb ausgehenden Tätigkeit trifft er mit den Worten:

Keupflich veruchen sie Gottesdienst zu laßen,
 Doch ihr Herz verpflückt sie Gottes guld'ges Walten;
 Dochrichtiges Heßwegen fann für sie nicht taugen,
 Nur der Lohn des Heßes hat Wort in ihren Augen.

Und triumphierend ruft der Antichrist am Schlußse der Versammlung der höllischen Geister, die ich vorher schon erwähnte, aus:

Mein sind die Köpfer, die Wände sind mein,
 Mein sind die Schulen, die Kennen sind mein,
 Mein ist der König und mein der Kardinal,
 Seine Müßigkeit bringe auch die Kirche zu Fall.

Dies ist der Grundton, auf den die meisten Lieder Walther's, soweit sie direkt unter seinem Namen überliefert sind, gestimmt sind. Doch spricht er sich in einem auch über seine pädagogische Tätigkeit aus, und wie er in einem andern in schwerer Krankheit ein Stoßgebet an den Herrgott richtet, der ihm in seinen Sünden um Christi willen gnädig sein möge, so beßten wir auch unter den zahlreichen andern aus dieser Zeit stammenden Liedern manche, die ihm mit mehr oder weniger Recht zugeschrieben werden können und zugeschrieben werden sind. Und es mag gern sein, daß unter den lustigen und etwas derben Liedern das eine oder andere von ihm stammt. Jedenfalls würde dadurch aber das Gesamturteil über ihn als einen auf freischüler und stiftlicher Grundlage stehenden Mann, der nicht zu höhnen und zu spotten, sondern zu mahnen und zu bessern sucht, seine Aenderung erfahren.

Gottie Walther durch diese seine mehr vollstümlichen Lieder Anerkennung gefunden dadurch, daß sie in ganz Frankreich bekannt wurden, so ist sein dauernder Ruhm doch viel mehr begründet und jedenfalls viel weiter getragen durch sein episches Gedicht, die Alexandreis. Selbstam, denn zuerst wollte er es überhaupt gar nicht Veröffentliche. Bd. CXXXVII, Selt. 2.

veröffentlichen. Nachdem es in den Jahren 1178—82 entstanden war, verging doch noch einige Zeit bis zur Herausgabe, denn dem Dichter, der doch schon durch seine Lieder bekannt war, graute etwas vor der Oeffentlichkeit. „Es ist merkwürdig,“ sagt er selbst in der Vorrede, „daß die Menschen von ihrer ursprünglichen Natur, die doch, wie alles, was aus der Hand Gottes gekommen ist, gut war, so völlig heruntergekommen sind. Sie sind jetzt viel geneigter zu verurtheilen als Nachsicht zu üben und mögen in zweifelhaften Fällen viel lieber etwas herunterraden als zum Besten sehen. Aus Angst davor habe ich lange die Absicht gehabt, dich, mein geliebtes Alexanderlied, zu unterdrücken und das Werk, an dem ich fünf lange Jahre gearbeitet habe, gänzlich zu vernichten oder jedenfalls in meinem Palste zu begraben.“ Die Klagen der Dichter über die Bödsartigkeit der Kritik sind, sieht man, nicht nur modern, schon der gute Walthar hatte Sorge, daß man über ihn herfallen könnte, wenn er sich mit diesem Gedichte an die Oeffentlichkeit wage. Schließlich aber entschloß er sich doch, es zu veröffentlichen.

Und in der That, er hat diesen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Denn es gibt kein anderes lateinisches Gedicht des Mittelalters, das so viel gelesen, benutzt und commentirt worden ist, wie diese Alexandrei. Einmal bildet sie die Grundlage nicht nur eines deutschen Alexandergebildes von Ulrich von Eschenbach, sondern auch einer nordischen, spanischen und tschechischen Bearbeitung der Alexandergeschichte. Ferner sind einzelne Wendungen, Gedanken und Verse wieder und wieder angewandt und gingen in die im Mittelalter überhaupt beliebten Florilogen oder Anthologien aus den klassischen Dichtern über, so daß hin und wieder seine Verse sogar einem Dichter des Altertums zugeschrieben wurden. Ja, das Gedicht war um 1190 schon so bekannt und berühmt, daß eine Stelle daraus für die Inschrift auf dem Grabdenkmal des Königs Heinrich II. von England († 1189) benutzt wurde. In den Schulen wurde schon etwa hundert Jahre später diese Alexandrei mit den Gedichten der klassischen Dichter zusammen gelesen und erklärt. Dichter aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wie Wilhelm von der Bretagne, der die Taten des französischen Königs Philipp II. besungen, Otto von Magdeburg, der nach einer deutschen Vorlage die Taten und Fahrten des Herzogs Ernst von Schwaben dargestellt, Albert von Stade in seinem Troilus, Heinrich von Settimello, schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts, Nikolaus von Troya, der die Eroberung von La Rochelle und die Belagerung von Anignon durch Ludwig VIII.

beschrieben hat, und manche andere haben einzelne Wendungen und Verse, Vergleiche, Gedanken, Situationen in mehr oder weniger ausgiebiger Weise trotz der Verchiedenartigkeit der Stoffe aus Walthar genommen. Selbst Alanus von Lille, ein Zeitgenosse Walthars, der im übrigen recht gefällig und neidisch über den Dichter urtheilt, konnte nicht nur sein Gedicht, sondern hat auch mancherlei, besonders in der Sprache, von ihm entlehnt. Man darf mit Recht sagen, daß sein lateinischer Dichter des Mittelalters in dieser Weise „erhoben“ und „gesehen“, aber auch benutzt worden ist.

Gewidmet ist das Gedicht dem Erzbischof Wilhelm von Reims (seit 1176), dem Walthar mehrfach, wie bereits erwähnt wurde, zu Dank verpflichtet war. Er rühmt in der Widmung nicht nur seine hohe Abstammung — Wilhelm war ein Urenkel von König Wilhelm, dem Eroberer, Neffe von König Stephan von England und Schwager des Königs Ludwig VII. von Frankreich — sondern auch seine Thätigkeit als Erzbischof von Sens (1169—76) und Reims. Der erstere Stadt hat der Bischof — charakteristisch für die Art der mittelalterlichen Dichter überhaupt, Beziehungen zum Altertum anzubringen — nicht weniger Ruhm und Ehre gebracht, als einst der Senonenfürst Brennus, der Rom eroberte und fast auch das Kapitol erklimmt hätte.

Siehe die Filigranebehr. Ganz nicht die Dichter commentirt.

Um der Widmung folgen auch noch mehr Nachdruck zu geben, hat Walthar es so eingerichtet, daß die Anfangsbuchstaben der zehn Bücher den Namen Wilhelm (Guillelmus) ergaben. Doch wenn er auch durch dies Gedicht seinem Danke und seiner Ehrfurcht hat Ausdruck geben wollen, so fühlt er sich doch als Dichter, und wenn er hofft, daß sein Gesang dauern wird, so weiß er, daß mit diesem auch der Name Wilhelm untöndlich verbunden und so unsterblich sein wird, wie er in den Schlussversen sagt:

Adm, erhabener Wätsel, der oft aus der Hölle der Gnade
Schup mir genährt, so daß ich der Heine Geßeller verachte,
Nimm nun das Werk, das Walthar in eifrigem Streben geschrieben,
Gnädig entgegen, verdammt es nicht, den Euden des Dichters
In der gewöhnlichen Wirta bis zum an die Schille zu legen.
Friedlich, empör zu der Höhe des Wätsels recht mein Gesang nicht;
Aber, wenn sich die Seele der sterblichen Pille entfalten,
Werden veratet nie leben, veratet mit dem Sänger wird leben
Wätsels Ruhm, wie wird er im Range der Zeiten entstammen.

Seine Hoffnung hat sich erfüllt. In den späteren Jahrhunderten, als Wilhelm's Taten als Vorbild sich sühnlich auf andere Menschen als Historiker kannten, wurde dies Gedicht noch viel gelesen, und sein Name blieb bekannt und berühmt als der des Gönners eines Dichters, wie Walthar es gewesen war. In der That erhebt sich das Gedicht über die Masse der epischen Versuche der damaligen Zeit. Zwar in der Form, der sprachlichen sowohl wie der Darstellung, schließt sich Walthar, wie alle anderen lateinischen Dichter des Mittelalters, natürlich an die klassischen Vorbilder, sowohl an Vergil und Luhan, die hauptsächlichsten und bekanntesten Epiker, an. In manchen Beziehungen, so in Einleitungen und Schlußworten, in einzelnen Wendungen und Verbindungen, in Vergleichen und Metern war ja die epische Sprache auch in gewissem Sinne vollständig conventionell geworden. Und ebenso klar ist, daß bei der großen Velehrtheit uneres Dichters sich vielfach nähere oder entferntere Berührungen mit der Sprache der von ihm gelesenen und studierten Dichter finden. Aber er behandelt Sprache und Vers doch leicht und selbständig; niemals hat man die Empfindung des Zusammengefügten und Zusammengefügten — wie die Verse leicht und glatt hinfließen, so verrät auch die Sprache den klassisch gebildeten Leser, der sich von Barbarismen durchgängig frei hielt und auch in dieser Beziehung seinen Mustern möglichst nahe zu kommen suchte. So hat das ganze Gedicht natürlich ebenso wenig wie die anderen epischen Darstellungen der damaligen Zeit etwas Urtypisches oder Vollständliches, aber neben dem Anempfundnen, das allen lateinischen Epen des Mittelalters, ja in gewissem Sinne doch auch den lateinischen Epen der klassischen Dichter, anhaftet, doch auch eine Eigenartigkeit, die es über die sonstigen Gedichte emporhebt. Und das liegt ganz besonders an dem Stoffe selbst und in seiner Behandlung. Andere Dichter nahmen sich zeitgenössische Ereignisse zum Vorwurf und setzten den ganzen epischen Apparat für diesen spröden Stoff in Bewegung — man erkennt es schon bei Luhan in seiner Behandlung des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus, wie schwierig und undankbar die Aufgabe war, weil besonders die nun einmal notwendige Heranziehung der Götterwelt immer den Eindruck des Gemollten und Gemachten hervorgerufen mußte; andere wieder behandelten geistliche oder theologische Stoffe in epischer Form und konnten damit wohl, wie z. B. Manns von Lilla in seinem Anticlaudianus auf gewählte, besonders theologisch und philosophisch gebildete Leser Eindruck machen; wieder andere suchten durch die Behandlung

derber oder obscöner Stoffe auf die Sinne zu wirken. Walthar aber wagte es, in den Mittelpunkt seines Gedichtes, den König zu stellen, dessen sichte Heldengestalt im Altertum trotz aller Fehler doch immer wieder zur Bewunderung gereizt hatte, im Mittelalter aber durch den reichen Sagenkreis, der sich um seine Person gewunden hatte, nicht nur Dichter fast aller Nationen zur Darstellung begeistert hatte, sondern auch überall und allgemein bekannt war.

Ganz besonders aber hat Walthar offenbar gewirkt durch die Art seiner Behandlung. Er vermißt es zunächst mit richtigem Takt die eben erwähnten phantastischen Wundergeschichten von Alexander, die ihm durchaus nicht etwa unbekannt waren, als Grundlage seiner Dichtung zu wählen. Er wollte die Geschichte dieses Helden in poetischer Form behandeln und wählte sich daher zum eigentlichen Führer den einzigen Schriftsteller, der eine ausführliche Geschichte Alexanders in lateinischer Sprache geschrieben hatte, den Curtius Curtius. Ihm vertraute er sich auf der einen Seite so durchaus an, daß er an manchen Stellen nur die Prosa dieses Historikers in Verse umsetzte; ja manchmal geht diese Anlehnung so weit, daß nur durch geringe Umstellung der Worte oder kleine Einfügungen aus der Prosa Verse geworden sind. Da aber das Werk des Curtius in der damaligen Zeit bereits nicht mehr vollständig erhalten war, so mußte er nothgedrungen noch eine andere Quelle zu Rate ziehen; er fand sie in Justinus, einem Schriftsteller, der in seinen noch ausführlicheren Vorlage gearbeiteten „Philippischen Geschichten“ auch natürlich die Geschichte Alexanders und seiner Zeit behandelt hatte. Doch begnügte er sich mit diesen notwendigen Ergänzungen nicht, sondern benutzte neben andern besonders noch Trostus, Hieronius, die Sagen Geschichte Alexanders und die sogenannten *Secreta Secretorum*, eine Art Fürstenpiegel, der unter dem Namen des Aristoteles ging, und sehr viel gelesen wurde.

Trotz dieser Vielheit und Verschiedenartigkeit der Quellen macht das Gedicht durchaus nicht den Eindruck des Zusammengefügten. Denn in der Auswahl und Zusammenstellung hat Walthar ganz entschieden großes Geschick, sicheren Takt und guten Geschmack bewiesen. Einmal blieb er sich stets bewußt, daß er nicht, wie sein historischer Gewährsmann eine Geschichte Alexanders und seiner Zeit schreiben, sondern, wenn ich so sagen darf, in einer poetischen Biographie seinen Lesern die Heldengestalt des großen Königs nahe bringen wollte. Daher beginnt das Gedicht mit der Jugend und schließt mit dem Tode des Königs. Weder die Zeiten Mazedoniens

vor Alexander, noch die unmittelbar an seinen unerwarteten Tod sich anschließenden Kämpfe, die schon im Sterbegemmer des großen Königs zum Ausbruch kamen, finden bei ihm eine Stelle. Aus der Jugendzeit wird uns nicht das allmähliche Heranwachsen des Prinzen erzählt, vielmehr sucht uns der Dichter durch die Darstellung einer Unterredung des jugendlichen Fürsten mit seinem Lehrer Aristoteles seine Begeisterungsfähigkeit und seinen Latendrang zu kennzeichnen, um den Leser gewissermaßen in die richtige Stimmung zu versetzen, den stürmischen Vortwärtstreiben und den großartigen Thaten des Königs zu folgen. Der dann folgende Vortrag des Aristoteles über die Pflichten eines Fürsten hat zwar für unsern Geschmack etwas Herbeizuges und Lehhaftes, aber die Menschen der damaligen Zeit fanden an derartigen Auseinandersetzungen Gefallen, und mancher Leser freute sich wohl, diesen ihm bekannten Aussprüchen in anderer Umgebung und in poetischer Form wieder zu begegnen.

Von nun an bildet denn auch der Heldenkönig durchaus den Mittelpunkt der Dichtung, seine Heldenthaten sind es, die den Leser fesseln, erheben und begeistern sollen. Daher bleibt denn auch alles Beiwerk, wie z. B. die Feldzüge seiner Generale oder die gleichzeitigen Ereignisse in Griechenland entweder ganz fort, oder sie werden in aller Kürze abgemacht. Und auch eine andere nahe liegende Gefahr hat er glücklich vermieden. Unausgesetzte Feldzüge und Kämpfe sind es, die das Leben des Königs, wenigstens so weit es sich für eine poetische Darstellung eignet, ausfüllen. Hier galt es Maß zu halten. Auch hier hat der Dichter verständigen Takt und gutes Geschick bewiesen. Denn die großen Entscheidungsschlachten gegen Darius bei Issus und Arbela finden eine eingehende Darstellung, die Ermordung des Darius, seine glänzende Bestattung und Alexanders pomphafter Einzug in Babylon bilden für die poetische Darstellung den Abschluß des Kampfes gegen das eigentliche Perserreich. Als Uebergang sozusagen zu dem letzten großen Kampfe gegen die Indier folgt dann die Bestrafung des Königsmörders Bessus und ein kurzer Feldzug gegen die bis dahin für unbesiegt geltenden Skythien. Dagegen vermeidet er es geschickt, durch eine Aufzählung oder Schilderung der Kämpfe, die sich z. B. in Sogdiane und Baktrien an den Tod des Königs Darius angeschlossen, und die in Wirklichkeit vielleicht die gefährlichste Seite in dem großen Unterwerfungskampfe des Orients gebildet haben, den Leser zu ermüden. Von dem Feldzuge in Indien werden ausführlich behandelt nur der Kampf gegen den König Porus, und eine

Episode aus dem Kampfe gegen die Mallier, einen Volksstamm der Indier, in der der glänzende Mut und die toderachtende Tapferkeit des Königs selbst besonders hervortreten. Den Abschluß des ganzen Werkes bildet dann einmal die Stellung Alexanders als des unbefrreiten Weltbeherrschers, zu dem alle Völker der Erde, auch aus dem fernem Westen, ihre Gesandten schickten, um Unterwerfung und Geschenke anzubieten, und in scharfem Gegensatz zu dieser alles Irdische sonst überragenden Stellung das jähe Ende durch das todringende Gift eines täuschlich Verdorers.

So bildet also das Gedicht eine im Großen und Ganzen durchaus geschlossene Komposition, die der Dichter dem Stoffe nach zwar seinen Vorlagen verdankt, aber in durchaus selbständiger und, wie dürfen sagen, eigenartiger Weise behandelt hat. Denn er hat nicht nur den König vollständig in den Mittelpunkt aller Handlungen und Ereignisse gestellt, er hat sich auch eine bestimmte, klare Auffassung von der Persönlichkeit und dem Wirken des Königs gebildet. Einmal ist für ihn der macedonische König der Held aller Helden, gegen den auch die sonst gerühmten großen Helden des Altertums zurücktreten müssen, wie Cäsar, dessen Großthaten der spanische Dichter (Vulcan) besungen hatte, Augustus oder der in Wirklichkeit freilich durchaus unbedeutende Kaiser Honorius, der aber in dem Hofpoeten Claudian einen Lobredner gefunden hatte, dessen Gedichte Walthar kannte und benutzte. So hat denn auch Rom, sagt Walthar, niemals den eigenen großen Feldherren einen solchen Empfang bereitet, wie Babylon dem siegreich eingehenden Feinde, und das auch

Walthar mit Recht, denn mag man auch gern, wie sie es verdienen, Andern Helden erhabnliche Thaten rühmen und preisen —
 Wenn man das einzige hier, mit dem ja großartigen Thaten
 Gegen die Däner der Welt Alexander in blühender Jugend
 Auszog, ernstlich bedenkt, und wie kurz die Spanne der Zeit war,
 Bis vor dem siegreichen Helden die Welt auf die Kniee sich bezug:
 Dann verstandend vor ihm die ganze Reihe der Helden,
 Die großthatreich einst der spanische Dichter besungen,
 Eder auch Caudius gern in thoren Becken emporhebt,
 In ein Niess!

Aber ein Zweites, Wichtigeres kommt hinzu. Der gebildete, in der klassischen Literatur wie in der Bibel gleich bewanderte Verfasser wußte natürlich, daß in der Danielstelle, wo von dem Widder mit den zwei Hörnern die Rede ist, den der Ziegenbock mit seinem

einen Horn zerstückt, schon früh der erstere auf den Verierkönig der letztere auf König Alexander, den Zertrümmerer des Perierreiches, gedeutet wurde. Kennt er doch den Darius geradezu so in der Grabhüfte, die ihm auf dem von dem Juden Apelles errichteten Grabmal gewidmet wird:

Hier ist beehaht der Hüder der Schuit mit den doppelten Hönern,
Die Alexander, der Dummer des Weltalls, in Erde geschoben.

So ist denn die ganze Kriegs- und Siegeslaufbahn des Königs eine von Gott gemollte, und er ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, wie sich das auch in manchen seiner Schiemen, wie z. B. „Nachgehoß Gottes“ oder „des Himmels“, „Schicksalsgeißel“ u. a. ausdrückt. Diese Ueberzeugung nun, daß ihm eine besondere Sendung zuteil geworden sei, und er daher auch besonderer Hilfe gewiß sein dürfe, läßt der Dichter auch in dem Könige lebendig sein. Und um dies gewissermaßen zu erklären, benutzte er eine Erzählung, die aus dem im Mittelalter viel geleseuen jüdischen Schriftsteller Josephus stammt. Sie berichtet von einem Zuge Alexanders nach Jerusalem, auf dem ihm der jüdische Hohepriester, angetan mit seinen priesterlichen Gewändern, entgegentritt, um seine Gnade anzusuchen. Kaum aber erblickt ihn Alexander, als er ihm seine Verehrung bezeugt; und auf die erklaunte Frage seiner Generale erwidert er, eine Erscheinung in solcher Gewandung sei ihm vor seinem Zuge gegen Persien erschienen und habe ihm Schutz und Hilfe zugesagt. Diese Erzählung also hat Walther in sehr feiner und geschickter Weise zu verwerthen verstanden. Am Grabe Achills hält der König eine Gruantersuchrede an seine Krieger, in der er sein festestest Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens ausdrückt. Da erzählt er, um dies Vertrauen zu rechtfertigen, von dieser Erscheinung, die ihm bald nach dem Tode seines Vaters und seiner Thronbesteigung geworden sei:

Mitternacht war's, und es mackzen zum Schluß die nächtlichen Sterne,
Als ich stank in hohen Gemach auf süßlichem Lager
Nach mich wälzte; die Fremde umlag erquickender Schlafzammer.
Wer mich wälzen im Drogen die Sorgen und schenken den Schlafzammer.
Nur war die Hände, und jugendlich schwanen im Geist die Gedanken:
Zoll ich das Vaterland schützen? geh läßt ich den Feinde entgegen?
Waher war ich und schwanen, und heißes erlösen mit doch rassem.
Tiere, da leuchtete plötzlich von glänzenden Schreie die Halle,
Strahlend verbrachte ein himmlisches Licht vor nächtliche Dunkel.
Und ich sah die Finsternis weichen bei tageltem Klarheit.

Janst ergriff das jagente Herz, und Mährde Schamer
Kamen, ich fühl't es, mir durch die angetrübtenen Glieder.
Vor mir stand ein Weis, ich schreue mich Reich es zu nennen,
Himmlicher Würde und Kratut voll, fremdbartig unklarlos es
Ein himmlisches, reiches Gemach in herrlichen Falten.

Nachdem dies hoepriesterliche Gemach beschrieben ist, heißt es weiter:

Zehn nach Ainen, Deckant und Jock weiß schüchtern ich fragen,
Als er zurech zu reden begann mit folgendem Worten:
Auf, maydenlicher Feid, verlass des Vaterlands enge
Grenzen, die ganz Welt will ich zu Füßen dir legen!
Wer tritt ein in solchen Gemach ein Mann die entgegen,
Kein Beueher ist's, schone ihm! — Spach's und verchwand in dem
Und mit lächeligen Daste erlöste er schidend die Halle. [Dankel.

Diese Auffassung von Alexander und die damit verbundene Charakterisierung des Fürsten hält Walther fest. Sie gibt ihm denn auch die Möglichkeit, das Ende des großen Königs in seiner Art psychologisch-poetisch zu begründen. Denn die Ueberzeugung von dieser seiner gottgewollten Sendung treibt ihn nicht nur zu immer größeren Taten, sondern reißt ihn zu Klänen fort, die über das dem sterblichen Menschen gesteckte Ziel hinausgehen. Er will die durch die Gottheit dem Menschen verborgenen Nilquellen auffassen, er beabsichtigt die Antipoden zu bekriegen, ja er verlegt sich zu dem unsinnigen Gedanken, einen Zug gegen das Paradies zu unternehmen! So gibt die Schicksalsbestimmung des Königs auf der einen Seite, und wiederum die dadurch bei der Schwäche der menschlichen Natur bedingte Selbstüberhebung die poetische Berechtigung wie zu der alles überragenden Höhe, so auch zu dem jähen Sturze des gewaltigen Helden. Mit gewöhnlichen Mitteln war gegen diesen getragenen und gottbegeisterten Helden nichts auszurichten. Wie der Dichter schon die in der Geschichte überlieferte Erzählung, daß Alexander durch eine Meuterei seiner Truppen am Gophosis in Indien zur Umkehr gezwungen wurde, mit sicherem Takte ausgelassen hat — ihn zwang eben nur der eigene Wille — so setzt er hier, um das Ende des Königs herbeizuführen, die Mutter Natur und die Erde selbst in Bewegung. Denn daß das Ende des Königs nur auf gewaltsame Weise herbeigeführt werden konnte, verleiht sich nach der bisherigen Darlegung eigentlich von selbst, und Walther fand überdies die Vergiftung Alexanders in seinem Gewährsmann Justin, wie sich denn die Er-

jählung von dieser Vergiftung schon früh gebildet hat. Aber die Anjenerung dieser Noththat ist durchaus Walthers Werk, wenn auch die Ausführung teilweise nach früheren Vorlagen gearbeitet ist. Sie stimmt nun auf der einen Seite so durchaus zu seiner Auffassung von der Persönlichkeit des Königs, und ist überdies so bezeichnend für die mittelalterlichen Anschauungen und für ihre Verquickung heidnischer und christlicher Ideen, daß ich die ganze Scene hier mit geringen Auslassungen folgen lasse.

Aber die Mutter Natur geböthe in magerem Scherz
 Zorn an den Schluß, des der Hüft zugleich der Welt und ihr selber
 Angelen, als er schlürft ihr ihn bei die Erde zu ergr.
 Und mit gewohnter Hand wolk' er in die Tiefen sich wagen,
 In die geheimstübchen. In Innat und gänzlich Umdeutung
 Astenbroch sie das Welt, an dem weit wärdend sie schaffe,
 Dem noch gestalteten Urtroste Form und Seel zu geben.
 Und die erhabene Gueilin, in kühlerer Welt gezogen,
 Geiste hinab zur Stig, in die Tiefen des schattigen Abgrunds.
 Vor der Schöpfarin, wo sie sich zeigt, weicht alles in tiefer
 Überblutung zurück: in ihrer Verströmung umfließt
 Und sie die Luft, es heischen in löstiger Rülle die Männen
 Heilungsgleich, es heischen und führen leide des Meeres
 Schlen, und Schreigen ruht auf der See sonst lebenden Wegen.
 Alles erreicht der Natur die schuldige Verdruch und bittet,
 Laß sie in stetiger Wölkung Freude wie Hütern gemöhrend
 Doppelt die Gassen und seine die leimenden Formen der Dinge.
 Dankbar grüße sie die Mutter Natur, doch heißt sie bewahren
 Immer die alten Gesetze und stets ihrer Grenzen bemüht
 In'sch ober eile, so spricht sie, hind in den Herbst voll Sorge
 Um die Männen; ich will Alexander, die Welt der Erde,
 Den die Fänder und Meere verabscheuen, endlich verdrängen. —
 Spruch's und es offneten ihr sich die hinteren Tiefen der Erde.
 Laß sie auf hell abflühendem Wind in den Herbst hinausflam.

Nach einer Beschreibung der Internelt und Begrüßung der Mutter Natur durch ihren Veberrscher redet die erstere diesen an mit den Worten:

O Vater und Hüter der Sünde,

Den ein's belierter Klang als des Regensterns lufende Klänge
 Herrlich umschwebte, den dann der Pochmat vom himmlischen Sitz stieg,
 In die kenne ich stehend in meiner Belimmernis, zu die,
 Dem ich doch, da er den himmlischen Sitz sich verhegte, als letzte
 Zusatztücklein die nächste Tiefe der Erde nach unten;
 In ihr bring ich der Männen und Götter gemeinliche Klage.
 Siehe, der wassergetralte Hüft Regensterns wohnt

Mittelalt in Zeams. Juchd an Pampschillen Rülle
 Hat er das Meer sich gehengt, dreimal den Darius bewändig,
 Hat ganz Asien so gemalt, und den niemals begrenzten
 Vordus besigt. Doch nimmerlast dringt er nur weiter und weiter,
 Tief in die Fernen des Orens, ja jetzt in verhöbeter Leucht
 Will er den Cyen weihen. Wenn günstige Winde die Vogel
 Seines Lebenshöfch's weiter noch bläse, zu den westwärtsiten
 Luchten des Nil's wird er bezingen, das Parobis will er umlagern
 Und es erlösen; ja, läte dich, läßt dieser Hügend der Tiefe
 Ist was ihm nicht geht, die Nilpoben, die Sonne
 Andern Welken zu schau, wird er sich thätlich erweisen.
 Nur denn! stuzt den Urdel, der alle gemeinam bedrohet,
 Hast du die ersten Männen doch einst an dem Uben vertrieben;
 Aber, wo blüht, o Schlang, dein Nubis, wenn den herrlichen Worten
 Kam Alexander gemint? — So sprach sie und wandte sich schreibend.

Am der Tat beruht der Hüft eine Verjammung aller bösen
 Geister auf eine von emigen Schnee und Eis starrende Wiefe:

Dies verjammeln jetzt sich die hüllischen Geister der hüttern
 Tiefe zur Elyng; es ließ dreimal ein graueses Fischen
 Trauf der hüllischen Hüft, die alte Schlang, erlösen.
 Nicht verjammeln da jedes Geizlich, das Schenken und Erhöhen
 Der von den hüllischen Erben gewollten Seelen verhalte.
 Tiefe Fülle — doch hat sich empot der hüllische Hüft dem,
 Grodte die Klagen der Mutter Natur vor die Geister und sagte:
 Gibt es doch irgend ein Wolk oder Jiel für die Geister der Verdrüchheit,
 Vor der alles erlöset in Nacht, wenn ein längeres Leben
 Ihn nach Welken noch länger die Welt zu jettümmern gebietet.
 Wahlich — ich sag' es nur jagend — im recht es auch unter die Erde,
 Und in des Lortans Tiefen zu dringen, den Welken der Hüle,
 Wenn er im Kampf sie besigt, die Schoten der Seelen zu taufen.
 Auclich ein Schidalschmach verlanet die schattige Wohlheit:
 Einst wird kommen ein Tag, an dem aus Erben erlösen wird
 Wunderbar von Schurt ein Wolk, der die ersten Hügel
 Tiefes Verdes jettücht, die jettüchten Hülen jettümmert,
 Alles, was hier an Gewässer vorhanden ist, jettücht jettümmert
 Und mit folgenden Folge die Hallen der Hüle entthet.
 Was denn, emigen der drohenden Not, ihr Hüften des Todes,
 Hüft den Verdrüchden dem magdönischen Hüden,
 Laß nicht dieser es sei, der die Wöten der Hüle jettümmert!

Eine groteske Scene! Aber wie mag sie auf die Leser im
 Mittelalter gewirkt haben! Wie ganz besonders die Worte, die
 jeder Leser auf Christus, der mit dem Holze des Kreuzes die Seelen
 aus der Hölle erlösen wird, beziehen mußte, der Teufel aber als eine
 mögliche Verpöbezeichnung auf Alexander umdeutete.

Der Dichter suchte also nicht nur die Thatfachen, die ihm seine Quelle lieferte, wiederzugeben, sondern sie auch nach seiner Art und von seiner Grundanschauung aus weiter auszuführen und zu begründen. So z. B. auch die Noth, die er in seinem Gewährungsmann fand, und die an sich auch durchaus wohlbegündet erscheint, daß Alexander in der Nacht vor der Schlacht von Arbela, die nun doch wohl die Entscheidung bringen mußte, nicht schlafen konnte. Weiter fand er nichts. Aber bei ihm ist es die Göttin Victoria, die den schlaflos auf ihrem Lager sich wälzenden König bemitleidet und für ihn den Schlafgott bittet, ihn in Schlaf zu versetzen. So geschieht es denn auch. Wir sehen, der Götterapparat wird auch von Walther in Bewegung gesetzt — wie sollte ohne das auch wohl eine epische Dichtung, zumal des Mittelalters denkbar sein? Aber es geschieht nur an wirklich bedeutsamen Stellen, und bei einem Manne, der durch sein Leben und Wirken die ganze Welt umgestaltet hat. So stehen die Mittel in richtigem Verhältnis zu den Ergebnissen.

Daß bei diesen Darstellungen die alten Dichter die Vorbilder gewesen sind, ist natürlich, aber er hat sie selbständig und eigenartig ausgestaltet. Und dasselbe läßt sich sagen von der Schilderung der beiden großen Entscheidungsschlachten bei Issus und Arbela. Die geschichtliche Vorlage hat Walther hier vollständig verlassen; Vergil und Ovid sind größtentheils die Vorbilder. Die Schlachten lösen sich in eine Reihe von Einzelskizzen auf. Daher werden denn nicht nur Alexander sondern auch seine aus der Geschichte bekannten Generale mit besonderen Heidentaten ausgestattet; es erscheint eine ganze Reihe von Helden, von denen in keiner Geschichte die Rede ist; es treten ganz eigentümliche Persönlichkeiten auf, wie z. B. ein Abkömmling des Minus, sogar ein Nachkomme der Giganten und ein Astrologe Jorvus aus Memphis, der Wissenschaft und Waffenhandwerk mit einander verbindet; gleich den Homerischen Helden suchen sich die Kämpfer erst durch höhnende Worte zu reizen, ehe sie zum Kampfe schreiten. Zur Charakterisierung der ganzen Art siehe hier die Episode des Jorvus aus der Schlacht bei Issus.

Strohlos in schwarzer Rüstung stand hier auf der Seite der Helme
Jorvus aus Memphis, der Sterne funktig wie keine,
Und ihrer Himmelskugel. Er faunte die Sterne, die trachtbar
Wachen ein Jahr war die, die den Anfall der Erste bewies;
Jenseit wohnt im Hinder der Sterne und im Sommer die Gestirne.
Wie die Wälsche Zeit im Runge den Boden beschränkt.

Und welche Triebkraft die Reihe der Tränen im Herbst hervorbringt.
Es sich der Kreis zum Laubrate geholt, ob himmlischer Sphären
Klang harmonisch erdelt, wie die vier Elemente einander
Dulden die Waage, er wagt es; er wagt, wagt! solche Schwerekraft
Reißt die hohen Planeten entgegen der Drehung des Minus;
Kontur der hellsten Entzerrung; den Stern, der den tiefen Saturnus
hinüber den Neulicht zu haben, und den, der im Gegenlicht strahlend
Ihn in's Gute verführt, und den, der des kriegerischen Mars Stern
Miltret; er kennt die Häuser der Sterne, den verheerenden Stern auch
Kaf der andern Seite des Himmels; er schließt aus den Sternen
Und der Bewegung der Sterne das kommende Schicksal der Menschen.
Ja, er umhüllt in der Brust den Himmel mit all seinen Sternen
Kuch sein eigenes Schicksal hat er in den Sternen gesehen,
Doch ihn jetzt hier mit dem Tode bedroht. Drum wagt er des Schicksals
Halten doch niemals zu ändern vermocht, so mochte er höchlich
Kaf den König selber zu bringen; sein schändlicher Wunsch war
Hier von den Helden des Königs zu fallen. Nicht achtend des Lebens,
Nest den Tode ins Antlitz schenken, so stürzt er bewegen
Ein auf den König, und hoch vom Hagen her schreitend er zalltes
Epreu, doch treffen sie nur unglücklich den Schildrand des Hüchens.
Aber Schicksal nicht nur, er schreitend auch dolende Worte
Oegen den Helden: Hezan, du, Kefanens! deutlicher Kofter,
Schonmal der Mutter für erst! was jagst du die Waffen der Feigen
Und verheißest ihr Blut? Hier, gegen mich wende die Kofmut;
Wenn du noch unglücklichen hat in der Brust hoch. Ich sage nicht nieder!
Kriegsruher Eize und die Liebe zur heiligen Arbeit
Vot mir im Hagen, ich strebe für meines nach fernemdem Lecker.
Kuhig erwidert der König, von Miltret bewegt mit den Helden.
Der hier zu stehen gestellt: Bei den Sötten, nur da auch sein magst,
Weibe im Leben, der Körper, der ich ein Wille beherbergt.
Doch nicht im Tode vergiß; mein Arm wird immer zum Schwertführend
Oegen das Haupt sich erheben, das nur der Kefanens gewicht ist.
Kühlig bist du der Welt! Was treibst zu den streitigen Wunsch dich,
Ziel zu der Unvernunft Strömen zu gehen, wo das Wissen verstreut?
Sprach's, doch Jorvus sprach zur Liebe und traf mit dem Schwerte,
Wo Weisheit und Besatz mit weniger Wille sich einten,
Vielst nur den Scheitel des Königs, doch Wut erströmte der Wunde.
Kühlig ergrimmte der König, doch wolle er den Jorvus schenken,
Und so sprach er, das Pferd auswendig, dabei: in der Ferne
Sänftigt er schicklich den Jom. — Da stimmt Kofeger im Hüge
Kuch ein Jorvus ein und zerstückelt mit gewaltigem Schwertstieb
Weide hinter zugleich. Er stößt, und die Scheren der andern
Quzen den Körper zusammen; die Seele entflieht zu den Sternen.

Das einzige, was ihm hier seine Quelle bot, war die Verwandlung Alexanders, alles andere hat Walther zur Belebung der Darstellung hinzugefügt. An einer andern Stelle dagegen hat er



nur den poetischen Schmuck dazu zu tun gesucht, während der Stoff ihm auch in manchen Einzelheiten von seinem Gemüthsmanne an die Hand gegeben war. Es ist Walthar durchaus gelungen, die Lebhaftigkeit der Schilderung wesentlich zu erhöhen.

Stolgen frauste im Ganze zur Feter des stichtlichen Einigst;
Alle die Schätze, die eilig gesammelt die Führen der Borger,
Lagen zur Schen, die Aelter ergründen im Schand der Juncken.
Stetten sel's, chunzähligen Fülle, in den heiligen Hallen,
Schöne Leuchte leuchten auf Wägen, in Strohen und Gassen,
Und goldstehende Krüge verziehen hell lurchend die Tempel;
Fochstetige Matten und erhte, bedächliche Männer
Schreiten einher in den launiglichen selbten Bemüden.

Ungelie Blumengetriebe verbunden mit grünenen Freigen
Feden den Weg, auf dem der heilige König nun einzieht,
Reithaus, Reithaus und alle die haben des senen Arabiens
Tempeln in Hülle anpor von den heiligen Wägen der Götter,
Und sie erfüllen die Hüfte mit stichtlichen Tüthen.
Alerich wäldes Genie, wie Dyonisios Schlichtes sie beugen,
Gruamsame Tiger, besetzt aus dem König, aber geliebt,
Werden geliebt, auch Panther, in eifernen Ketten gehalten,
Löwen, die gegen die Wände des Königs brüllen im Gemaue,
Scharen von Reulichen stücken hinauf auf die Dächer der Häuser
Ober besetzen in bezaubten Kell'n die ragenden Wägen.
Soll Reuliche den König zu sel's, denn es fruchtbar da unten
Doch hat Gemüth und Gedulge der Reulichen wäldig die Aussicht.
Sänger eilen herbei, zum Klänge der Leier erdnen
Stichtliche Reiter, es köhnen der Schall von Feden und Klappern,
Sellen und Fieber erschallen davor, auch schill wäldig die Geige,
Die mit schmeichelndem Klange das Ohr der Reulichen bezaubert,
Und zur Bezeichnung stören herbei Waldlager aus Rompsis,
Die das Wägenwäldes soll des ägyptischen Landes
Schickstetinder bezaubert, die aus Sternen und stichtlichen Zeichen
Künden, so bestet es, den Reulichen das unaußbleibliche Schicksal.

Wir sehen, wie der Dichter durch Aufzählung des Einzelnen das Ganze eindringlicher und farbreicher zu gestalten sucht, um ein wirkliches Bild des Lebens und Treibens zu malen; wir sehen aber auch, wie er, gleich den Malern des Mittelalters, die das Kostüm ihrer Zeit für die Menschen des Altertums oder der Zeit Christi verwandten, auch schon die Klänge der Geige beim Einzuge Alexanders ertönen läßt. So werden denn auch auf dem Grabmale des Darius die Landschaften seiner Zeit, wie die Normandie und die Champagne, ja auch der sabelhafte König Artus der Briten

erwähnt, und zu Alexander kommen Gesandte aus Spanien, Deutschland und — hier tritt der Nationalstolz des Franzosen zutage, „was ich kaum glauben mag“ — aus Frankreich, um ihm ihre Verehrung zu zollen. Der Grund zu solchen Angaben liegt aber, von anderen abgesehen, auch in dem Bestreben des Verfassers, seine Kenntnisse zu zeigen. Das tritt besonders deutlich hervor in den Beschreibungen, die Walthar von dem Schilde des Darius und von den Grabmälern des Königs und der Königin entwirft. Das ergibt sich auch daraus, daß auf dem Grabmal der persischen Königin eine Darstellung der jüdischen Geschichte angebracht wird, und vor allem daraus, daß nicht nur die wirklich ausgeführten Bildwerke beschrieben werden, sondern auch auf solche hingewiesen wird, die der Künstler hätte anbringen können, aber aus diesem oder jenem Grunde ausgelassen hat. Aber wie die Dichter des klassischen Altertums derartige Beschreibungen liebten, so durften sie auch bei Walthar nicht fehlen, und es ist keine Frage, daß er gerade auch damit auf die Leser seiner Zeit, teils durch den Stoff selbst, teils durch die Art der Behandlung, großen Eindruck gemacht hat.

Walthers Alexanderid ist kein wirklich großes Kunstwerk, aber es ist ein Werk, das Fleiß, Takt und dichterisches Geschick verrät, und es ist ein richtiges Gefühl, das die Dichter und Kritiker der damaligen und späteren Zeit bezaubert hat, wenn sie sie über die Gedichte anderer Dichter emporhoben. Er war, wie wir gesehen haben, kein Stubengelehrter; er begab sich hinein in die Kämpfe des Tages durch seine Vieder, ja, er war selbst an diesen Kämpfen beteiligt und hat ihnen Opfer bringen müssen. Er ist eine klare Persönlichkeit, auf dem Boden sittlicher Weltanschauung stehend, mit der Erfahrung eines Mannes, der mitten im Leben gestanden, und den manche Hibernarigkeit, die ihm zufließt, zu einer crassen Lebensauffassung geführt hat. Ohne die Güter dieser Welt etwa zu verachten, haßtet er doch nicht am Neukeren, denn er weiß, daß über ihm ein Höherer waltet, der den Menschen von seinem Tun abrufen kann dorthin, wo er nicht mehr wirken kann. In einem wirklich ergreifenden Ausdruck kommt diese Anschauung in der Alexanderid da, wo ihm der Gegensatz zwischen der eben noch wäldig ragenden Wäldigkeit des Königs und dem nun plötzlich auf Fülle des Lebens abgerufenen, jetzt im engen Grabe ruhenden Fürsten zum Bewußtsein kommt:

Stichtlich, wäre das Reulichegeköhnt, wenn stiet ihn vor Kagen
Schmeide das wäldig Heil, wenn stiet es das Ende selblich.

Das den Föhren der Welt, wie dem niedrigsten Mann aus dem Volk
 Hauemmet erhebt, wenn wir auch Reichtum und Nutzen,
 Ohne Gefahren zu sehen, wenn die kalten Augen der Kreisigen
 Irdischer Ruhm mit großem Schcin umgeben sich verberbet,
 Wenn wir die Nüchternen Ehen, die kühllichen, mühsam erheben,
 Ober die Blüten der Kreier bangeh'n und des Lebens nicht achtend,
 Leben und Wälder zugleich den kühlischen Weges vertausen.
 Ueber die eifigen Kloden, bedacht von den Schwärmen der Mäander,
 Trübt und die Schwacht nach Ross, nach der Todt mit den tagenden
 Tümen

Und voll nimmermüder Vögler — doch glücklich vollenbet
 Ist nun die Reife, wir sehen ins Baselrad beim zu den Klafers,
 Ach, da brüht uns im Ku eine Krankheit mit schleichendem Fieber
 Und zerschmertz, was wir uns im Kampfe des Lebens gewonnen.

Ähnliches mag Walthers selbst erfahren haben, wie ja auch
 seine Grabchrift bezeugt, daß er aus schwerer Krankheit zu genesen
 nicht mehr hoffen konnte. Jedenfalls sind es Verse, die aus
 innerster Ueberzeugung geflossen sind, und wie sie des Beifalls
 seiner Zeitgenossen sicher waren, doch auch ihres Eindrucks auf uns
 nicht verfehlen. Als einen Mann von Wahrhaftigkeit und Ueber-
 zengungstreue und einen Dichter von Geschmack und Geiselt dürfen
 wir unsern Walthers jedenfalls bezeichnen, und wenn wir uns auch
 das Urteil, das in einer seiner Lebensbeschreibungen von einem
 unbekanntem Dichter ausgesprochen wird, nicht in diesem Umfang
 zu eigen machen können, so darf es vielleicht doch zum Schluß noch
 als ein Zeugnis seiner Wertschätzung angeführt werden:

Wiek, was heidnische Dichter zu sagen und fingen vermochten,
 Hat die geistliche Euld Walthers in Fülle verließ'n.



Kofit.
 Gog 9
 2.
 107
 2

Kontzen und Besprechungen.

Philosophie. Anton Korwan, Domburg u. s. v. H. Han, Ernst Dordel,
 Theologie. Professor Dr. Adolf Matthiae, Gießen; J. Heß, Gießen,
 die Anlinge des Tages.

Padagogik. Dr. Konrad Lehmann, Einigle; A. Reß, Das didagogische
 Seminar. — Professor Dr. Adolf Matthiae, Gießen; W. Berner, Das
 Christentum und die menschliche Religion. — W. Müllers, Kultur und Erziehung.
 — Stoffverhältnisse der Bevölkerung der Herane des barmen Gymnasiums in
 Berlin. — Semandereingang und Spezialität.

Kunst. Professor Dr. Paul Schubring, Berlin. — Georgiens.
 Literatur. Professor Richard Zimmermann, Lübeck; J. Eppmann,
 Sater Marx und seine Söhne.

Fremde Weltteile. Dr. Ernst Schulte, Domburg-Großheide; H. Müllers-
 berg, Das Deutsch-Amerika. — Lic. Dr. Paul Korbach, Paderborn; H. Korow,
 Das loak der Fuß des Krings im. — H. Jinnens, Wala Kato. — D. Eschlow,
 Das Kollertich Japan.

Pölitische Korrespondenzen.

D. Der Kollich der Reiche-Binnung-Korow und der Müditrit des Reichs-
 langlers Hüllens Salom.

Dr. Emil Dantsch: Der koloniale Zeimungsloagel zu London. — Die
 Gähnung unter den Indien. — Egypt und Goret. Die Zuma-Deputation in
 London. — Das Recht in Kalkand. — Der Sieg der verischen Konstitutionellen.
 — Die ungarische Frage. — Italien und Ungarn in der ungarischen Kriegen. —
 Der israelische Handel. — Kroatien. — Österreich und Italien. Die ungarischen
 Kolligungen. — Griechenland's innere Lage. — Österreich und Preußenscheidung
 im orientalischen Reich.

Verlag von Georg Stülke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden von Hans Delbrück.

625 Seiten eleg. broschiert M. 3.—, in Leinwand geb. M. 4.—

Dieses Werk ist zugleich ein buchhändlerisches Ereignis
 während ein Band von solchem Umfang und so guter
 Ausstattung herkömmlich 10 bis 12 Mark zu kosten pflegt, habe
 beschlossen, es mit einem Preise von fünf Mark zu veruchen,
 zu sehen, ob es möglich ist, ersten wissenschaftlichen Werken
 Deutschland durch einen billigen Preis auch eine wirklich große
 Verbreitung zu verschaffen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Einladung zum Abonnement

auf

Preussische Jahrbücher

Herausgegeben von
Hans Delbrück.

Monatlich ein Heft von 12-14 Bogen Groß-8^o eleganter broschiert
Preis vierteljährlich M. 6,-. Einzelhefte M. 2,50.

Die Preussischen Jahrbücher

haben auch im Deutschen Reich den Titel Preussische Jahrbücher
beibehalten, unter dem sie ihre Stellung und ihren Ruhm gewonnen
und für ihr Teil zur Durchführung des Gedankens beigetragen haben,
die deutsche Nationaleinheit unter Preussens Führung zu schaffen.

Obdem von Heinrich Treitschke, jetzt von Hans Delbrück
herausgegeben, sind die Preussischen Jahrbücher seit ihrer Begründung
im Jahre 1838 eine

Zentralzeitschrift des geistigen Lebens in Deutschland

gewesen, tonangebend in Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst.
Die politischen Ereignisse werden freimütig nach oben und
unten, unabhängig von allen Parteirücksichten behandelt. Wer sich
unabhängig von den Tagesströmungen und Partei-Vorurteilen eine
eigene Meinung bilden, wer mit den vorwaltenden und fortschreitenden
der Wissenschaft Fühlung halten und selbst mit fortschreiten will,
Fühlung und reiches Material in den „Preussischen Jahrbüchern“.

Kofu
1899
S.
106

Man beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.